

sichtigt. Von nun an kann die Sache im Diak nicht mehr gut gehen, und als er mit jugendlicher Unbekümmertheit einen „Betriebsausflug“ der „Behauten“ inszeniert (auf einem Leiterwagen – o quae mutatio rerum!), wobei ihn der fröhliche Anlaß zu nicht wieder gutzumachenden dußler'schen Entgleisungen in Spott und Witz verleitet, da ist seines Bleibens im Diak nicht mehr lange. Pfarrer Hartwig läßt seinen Dußler ziemlich plötzlich ziehen; dieser richtet sich in seiner Altheimat eine Arzt-Praxis ein, in die besagte Schwester als Arztfrau einzieht. So weit, so gut! Man liest das alles mit fortgesetztem Schmunzeln, das sich bei dem Leser, der mit dem Haller Lokal-Kolorit vertraut ist, des öfteren zu herzhaftem Lachen auswächst. Es ist wirklich eine heitere Erzählung, denn Max Kibler hat etwas vom geborenen Erzähler an sich. Da er außerdem ein schwäbischer Brettlesbohrer ist, unterbaut er seinen aus tieferen Quellen strömenden Humor in einem Anhang mit sachkundigen Erläuterungen, etwa über das Stichwort „Stundenmann“, über die „Haube“ (kulturgeschichtlicher Exkurs), oder über die zwei Linien, die „saulende und betende“, der großen Schwabenfamilie Knapp. Das Problem der Diakonie behandelt Kibler in Anlehnung an den Gedanken einer Diakonie auf Zeit, der von Pfarrer Hermann Faulhaber, dem Gründer des Diakonissen-Hauses in Schwäbisch Hall, aufgebracht worden ist. Freuen wir uns an dieser heiteren Erzählung, die im Schwäbischen sicher allerorten wohl verstanden wird. Lachen wird uns als beste Medizin gerühmt – nehmen wir sie verständnisvoll an, denn ein Arzt wie Dr. Kibler, der außerdem ein so guter Erzähler ist, muß ja wissen, was uns nützt.

Hellmuth Langenbacher

Ein heiterer Roman des deutschen Rokoko

Nach seiner vielgelesenen Geschichte von dem „Blumenarren“ schenkt uns Hermann Noelle nun die Erzählung „Eine Göttin will ich lieben“, die dem schwäbischen Kultur- und Stammesboden tief verpflichtet ist. In ihrem Mittelpunkt steht der junge Dichter Christoph Martin Wieland, der später in Weimar als Wegbereiter der Klassik zu hohen Ehren gekommen ist. Von seinem etwas zopfigen Weimarer Idyll inmitten vieler Manuskripte und Kinder ist in Noelles Roman noch nicht viel zu spüren. Hier tritt uns der Stadtschreiber entgegen als frommer Jüngling, der noch der Idee der platonischen Liebe huldigt und am Hof des Grafen von Warthausen erst zum glücklichen Begreifen sinnhafter Liebe „verführt“ werden muß. Daß er sich dann im Gegenstand seiner neuerwachten Liebesgefühle etwas vergreift, das bringt das liebesfrohe und ein wenig frivole Rokoko eben so mit sich. Er will hoch hinaus, und die Fürst-Äbtissin La Roche scheint ihm als Göttin seiner Liebe keineswegs zu hoch zu stehen. Sie ist für ihn jedoch nicht erreichbar, und am Ende muß er sich bescheiden mit einer hübschen, handfesten Biberacher Bürgerstochter, deren frische Natürlichkeit wohlthuend von dem Gehabe der Rokokodamen absticht und sogar Wielands altem gräflichen Gönner das Herz noch einmal anwärmt. Intarsienhaft legt Noelle, in dem unser Land einen begabten Erzähler sein eigen nennen darf, die Geschichte der Verführung des jungen Wieland von der Ideenliebe zur Sinnenliebe ein in ein Zeitbild des Rokoko, dem keine wesentlichen Züge fehlen. Stadt und Land einerseits, das städtische Bürgertum und die Welt des Adels andererseits treten einander in kräftig gemalten Bildern gegenüber. Auch die geistigen Strömungen der Epoche, die in die Weimarer Klassik hinüberleitet, werden lebendig in die Handlung hineingearbeitet. Es sei dem jungen Wieland nicht vergessen, daß er von Biberach aus das

dramatische Werk Shakespeares in Deutschland heimisch gemacht hat. Noelle stellt das in einem beherrschenden Kapitel seines Romans so dar, wie es sich in der Wirklichkeit abgespielt haben kann (Aufführung des „Sturm“ in der Prosa-Übertragung von Wieland), und er trägt auf diese Weise dazu bei, daß geistesgeschichtliche Vorgänge, die sonst nur Buchwissen bleiben, für den Leser wirklich lebendig werden. – Das Buch ist voll Geist, Humor und Handlung und gehört zu jenen Werken, die man, wenn man sie einmal „durch“ hat, immer wieder einmal in die Hand nimmt, um da und dort ein paar Seiten zu lesen. Wir sind an Büchern dieser Gattung nicht gerade reich, und wir glauben, Noelles Roman prophezeien zu können, daß er, wie der „Blumennarr“, keine literarische Eintagsfliege sein, sondern sich über die Neuerscheinungen-Saison des Herbstes 1955 hinaus behaupten wird. Erschienen ist das Werk in dem wiedererstandenen Silberburg-Verlag, es kostet in geschmackvoller Ausstattung (440 Seiten) DM 14.80.

Hermann Engelhard

Ein Mörike-Bilderbuch

Wer den „Mörike in seiner Welt“ liebt und die Räume seiner inneren und äußeren Behausungen aufsuchen will, wo der Dichter mit Freude und Leid umging „wie mit lieben vertrauten Hausgenossen“, der darf an dem Buch nicht vorbeigehen, das der Schlüssel ist zu seiner mit Wunderlichkeiten meist komisch travestierender Phantastik ausgestatteten dilettierenden Zeichenkunst, die locker hingestreut und untermischt mit zeitgenössischen Fotografien seiner sämtlichen Freunde, zu einem Lebensbild, zu einer Biographie in Bildern geworden ist.

So unterschiedlich, ungeschickt und naiv der „Zeichner“ Mörike darin erscheint: eine im Format winzige Elfenbeinmalerei, die eine „Veronika mit dem Schweißstuch“ darstellt, ein ebenso winziges Aquarell (Blick durch das Schlüsselloch einer ländlichen Kirche) und eine leicht getönte Skizze eines an der Felswand hängenden Tannenbaums zeigen ihn als unbewußten Ahnherrn einer Miniaturkunst, wie sie in unseren Tagen etwa sein schwäbischer Landsmann Reinhold Nägele neben anderen Formaten betreibt.

Die Grazie des liebenden Schauens und Genießens ist nun einmal schwäbisches Erbteil, drückt sich doch diese Eigenart schon in der Sprache aus, die das liebevoll umschließende Endungs-„le“ von Kindesbeinen an pflegt und nicht lassen will.

Mit würdigen Vollbärten und imponierenden Brillen erscheinen Mörikes Freunde, meist in Mannesjahren oder im Alter fotografisch aufgenommen, neben der Lebensallotria, die Mörike zeichnet, und es wird so recht klar, daß Mörike die volle Verantwortung des bürgerlichen „Biedermeiers“ scheute und scheuen mußte, denn im Grunde lebte er doch zumeist in Orplid oder in einem hellenisierten Paradies, das wie zum Scherz an die Mauern kleiner Schwabenstädte oder an die heimatlichen Weinbergmauern, an die versteckten Waldweiher, von denen es mystisch herweht, auf eine seltsame Weise angeschlossen war.

Einen überraschenden Blick tut man auf einem unbekannten Mörikebildnis, gemalt von C. Kurtz, in die absonderlich tiefen, fast dämonisch verträumten Augen des jungen Stifflers, wo ein tragischer Elf mit rundem Knabenkinn abweisend streng und verhalten in die Welt schaut, als erriete er schon das Schicksal eines langen, eingeengten und verzagenden Hinlebens am Rand der bereits technisch erwachenden Zeit, die mit napoleonischen Eilmärschen, Börse und 48er Revolution etwas verspätet, aber um so heftiger zu pulsieren begann.